

VIERTER FASTENIMPULS 2024



Fasten bedeutet immer auch: sich einlassen auf Gott und seine Werke. Hierzu gehört die Bibel als *Wort Gottes*, aber auch die Natur in ihrer Ordnung und Schönheit als *Werk Gottes*. Ein weniger direktes, jedoch ebenso legitimes Sich-Einlassen auf Gott und seine Werke findet auch in der *Kunstabetrachtung* statt. Es wäre ein Irrtum anzunehmen, dass, so wie in der Natur nur der göttliche Schöpfer bewundert wird, so in den Kunstwerken nur der Künstler und die Künstlerin. Diesen gebührt selbstverständlich auch Bewunderung, aber sie benötigen immer ein Motiv, das sie dann gestalten. Wahre Kunst entsteht niemals anders als im Freilegen von etwas, das gewissermaßen verpuppt bereits da gewesen ist und dort gewissermaßen geduldig auf seine Freilegung gewartet hat – mehr noch: Sie entsteht immer im Freilegen von etwas, das an dieser Freilegung durch sein spezifisches Dasein auf seine Weise sogar „mitwirkt“.

Kurz: Kunst arbeitet sich immer an etwas Gegebenem ab. Und dieses Gegebene ist nie außerhalb der Schöpfung da. Gott schafft alles aus nichts. Das ist dem Menschen niemals möglich. Und wo ein Künstler einmal ganz allein aus sich selbst schaffen will, entsteht ein allenfalls „interessantes“ Produkt, das indessen nie mehr sein kann als ein verschlüsseltes Psychogramm des Künstlers oder der Künstlerin.

Wahre Kunst ist etwas anders und hat auch andere Ursprünge. Der Künstler, der sich dieses Namens vollumfänglich würdig erweist, lebt in vorgegebenen überindividuellen Bezügen, der Komponist im Bezugssystem der Töne und Harmonien, der Dichter in dem der Lautgruppen, Sprachrhythmen usf. Ein konkretes Beispiel in Form eines Gedichts möge das Gemeinte verdeutlichen:

Conrad Ferdinand Meyer

Der römische Brunnen

„Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht.“

Bereits das erste Wort erhebt den Geist des konzentrierten Lesers zu dem hohen Laut „ei“, wobei ein „fff“ voranging, dessen Ton an die enge, den Wasserstrahl nach oben befördernde, etwas pfeifende, eiserne Düse erinnert. Ganz in der Höhe schwankt der Strahl ein wenig von einem hohen „a“ zum nächsten (*Strahl, fallend*), bevor er sich, dem Regen ähnlich, in die höchst gelegene Schale ergießt (nun mit einem sss-Laut), welche (wie wundervoll ist es gesagt!) „sich verschleiernd“ (man beachte auch wieder das „ei“; das Assoziationen an den Sonnengesang des hl. Franziskus weckt, darin Schwester Wasser „rein“ genannt wird) überfließt: inversiv von „ei“ zu „ie“.

Das Gießen wird zum Fließen und dieses fällt nun hinab in den (mit tief gesprochenen „u“) Grund. Dem Rund wurde damit lediglich ein „G“ vorgestellt: einfacher und effektiver zugleich geht es nicht! Daraufhin folgt der an Kinderreime gemahnende Übergang von „zu reich“ zu „zugleich“ (schließlich noch von „Flut“ zu „ruht“). Dem Reinen fügt sich hier das Kindliche zur Seite.

Diese so ungemein stimmigen Lautgefüge finden, wovon hier indessen nur noch sehr andeutungsweise die Rede sein kann, in der *Metrik* ihr gleichwertiges Pendant (vierhebiger Jambus, Wechsel von Senkung und Hebung, steigendes Versmaß – das Ansteigen des Wassers ausdrückend), diese Metrik aber ihr weiteres Gegenstück in den mit den Lauten und Wörtern einhergehenden *mentalen Assoziationen*. Der Aufstieg eines Einzelnen (der Strahl) dient dem Ganzen, der wasserreich gewordenen Marmorschale (ergreifend schön!); diese Schale hält ihren erworbenen Reichtum nicht zurück, sondern reicht ihn verströmend weiter – und so auch wiederum die letzte, die dann auf's Neue einen *einzig* Strahl ganz nach oben sendet: einer für alle...

Dieser *Kreislauf* des Wassers wird sprachlich zum Ausdruck gebracht, indem sich die erste Zeile mit der sechsten reimt: fallend – wallend. Es entsteht ein wundervolles, das Seelenleben des Lesers tief befriedigendes (und befriedendes!) Bild eines nicht endenden Kreislaufs von Schenken und Beschenkt-Werden; es formt sich vor dem inneren Auge des Lesers ein Ganzes, in das hinein irgendwie *alles* einbezogen ist und das *keine Ausgeschlossenen oder Verlierer mehr kennt*. Was auf der Ebene *sozialer* Assoziationen beglückt, das spiegelt sich analog auch im gleichfalls assoziierten *Einzelnen* wider. Auch dieser gibt und nimmt zugleich – er ist lebendiges Element eines großen und ebenfalls lebendigen Ganzen. Seine Tätigkeit (er strömt) ist zugleich Muße (er ruht), wie deswegen auch umgekehrt seine Muße angefüllt ist mit sinnvoller Aktivität, die zum Wohl des Ganzen ihren gern geleisteten Beitrag beisteuert.

Der Dichter hat hier aus dem Vollen gegriffen: aus dem reichen Schatz von Lautentsprechungen und Lautmalereien, aus den Beziehungen zwischen den Reimen, der Metrik, der Assoziationen und nicht zuletzt aus der uns allen vertrauten Sehnsucht nach einem in sich guten und gottgefälligen Dasein.

Damit das alles aber greifbar werden konnte, musste es erst einmal da sein. Und in dieser Tatsache besteht das eigentliche Wunder: es war eben da, wenn auch noch in sozusagen verpuppter Gestalt. Der Dichter hat es einst in einem Brunnen Roms im Großen und Ganzen in einer künstlerischen Vision erfahren, um es dann, in lange wählender Arbeit, in eines der vollkommensten Gedichte umzuschmelzen, das die deutsche Sprache kennt. Und was in dieser Sprache bereits angelegt war, hat ihm dabei sehr geholfen.

Auf das „Es war da!“ käme es mir in diesem Fastenimpuls an. Nehmen wir in der vorösterlichen Zeit wieder einmal einen Lyrikband zur Hand. Vertiefen wir uns in ein Gedicht, das uns anspricht. Auch auf diese Weise kann das sich Einlassen auf Gott und seine Werke gelingen – zweifellos indirekter als über Bibel und Natur, aber deswegen nicht weniger ergreifend.